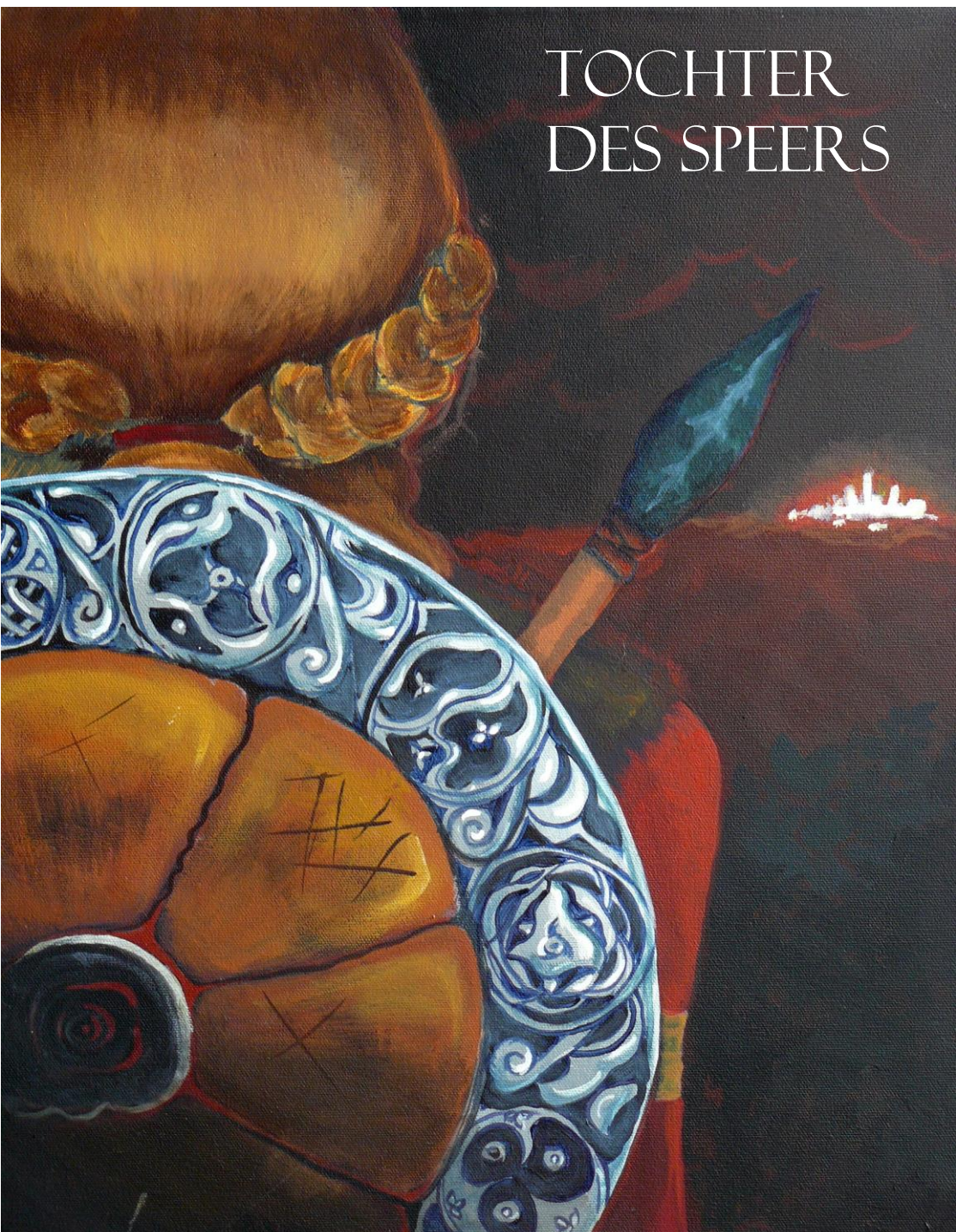


# TOCHTER DES SPEERS





## Danksagung

Danke an alle, die ihre Fantasie noch nicht ganz verloren haben.



# Paradon



## Prolog

*Aus den Büchern des Staubes, Chronik 50: Der Aufstieg des Hauses Caderéth*

Als aber endlich die Kämpfe gegen die letzten Dämonen ausgestanden waren, hatte dies von den Menschen seinen Tribut gefordert: Viele von ihnen verfielen dem Wahnsinn und begannen, sich gegenseitig hinzuschlachten. So auch Aldebaran, Herrscher der südlichen Lande, der sein Volk hungern ließ und Kinder tötete, um sich an ihrem Blut zu laben. Ihm endlich bereitete ein Ende Alassan, der Schwarze, härter als Fels und kühner als selbst die Drachen der Vorzeit.

Aus dem Blut des Alassan aber entspross die Linie der Caderéth, die das Großkönigtum auf Paradon begründen und tausend Jahre uneingeschränkt herrschen sollte.

### 1. Abschnitt – Der zerbrochene Speer

*Aracanon, Hauptstadt Nardéz, Jahr 1051 des zweiten Zyklus, Winter*

Schmerz.

Es war die erste bewusste Wahrnehmung, als sie erwachte.

Tausend glühende Messer bohrten sich in ihren Unterleib und verbrannten sie, marterten sie.

Sie versuchte, sich auf die Seite zu drehen und krallte ihre Hände in die verschwitzten Laken, das Haar klebte an ihrer kochend heißen Stirn. Verschwommen zogen die vergangenen Stunden an ihren Augen vorbei und mit einem fürchterlichen Stich erkannte sie, was geschehen war:

Wieder ein Kind verloren.

Schon das dritte Mal.

Jetzt war sie sich sicher: Es konnte nicht an den Erzeugern liegen – sie war schuld. Sie allein trug Schuld daran, dass kein einziges der Ungeborenen sich in ihr hatte halten können. Ihre Fingernägel bohrten sich durch das Laken in ihre Handfläche, ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft. Voller Pein schrie sie auf, riss das Laken unter der Matratze hervor, warf es in hemmungsloser Wut vom Bett und hämmerte auf ihren Bauch, voller Rachsucht und unsäglichem Hass gegen den ver-

fluchten Schoss, der ihr Jahre der Frustration, des Grams und unsäglicher Trauer beschert hatte. Sie nahm nur am Rande wahr, wie Hebammen in ihr Zimmer eilten, sie an den Handgelenken fassten und sie zu bändigen versuchten. Wie im Wahn schlug sie um sich, schrie und biss und kratzte, trat sogar nach einer der Frauen, die nach hinten fiel und gegen die Tischkante knallte. Sie brach zusammen und stand nicht wieder auf.

Doch ihr war es gleich; sie raste vor Hass – auf sich selbst, auf die Welt, auf alles und jeden. Schließlich fesselten die Hebammen sie ans Bett, wo sie in sich zusammenfiel und erschöpft zu schluchzen begann. „Mein Kind“, jammerte sie. „Wo ist mein Kind?“ „Das Kind ist tot, Herrin“, erklärte die älteste Frau ihr mit sanfter Stimme. „Es wäre ein Mädchen gewesen“, fügte sie hinzu, so, als ob sie ihre Herrin damit irgendwie hätte trösten können.

Ein hasserfüllter Blick aus rabenschwarzen Augen traf sie. „Hinaus!“, fauchte sie. „Verschwinde, bevor ich dich und deine unfähige Bande von Helfern draußen vor den Toren meiner Burg aufhängen lasse!“

Die alte Frau sagte nichts weiter, sondern warf ihr einen besorgten Blick zu und eilte aus dem Zimmer.

Isra Phalaér, Tochter der Sonne, Geliebte des Halbmondes und Herrscherin über das westliche Reich Aracanon, ließ sich zurücksinken. Wut und unmäßige Trauer waren verebbt, zurück blieb nur Resignation. ‚Die Götter bestrafen mich‘, dachte sie, ‚wer immer sie auch sein mögen.‘

Warum nur war es ihr, der ältesten Tochter und letzten reinen Bluterbin der Fürstenlinie des Hauses Aracanon, nicht möglich, einen Erben zu gebären? Ihre Schwestern - unnütze Bankerte und Blutschänderinnen allesamt - hatten zusammen fast ein Dutzend Kinder, alle gesund und voller Leben. Und jedes einzelne von ihnen war ein rechtmäßiger Anwärter auf ihren Thron. Unter Stöhnen befreite sich Isra langsam von ihren Fesseln und setzte sich auf. Seit sie ein Kind gewesen war, war ihre Position als Großfürstin Aracanons bedroht gewesen. Ihr Vater, obwohl früh verstorben, hatte zahlreiche Geliebte gehabt, mit denen er die meiste Zeit verbracht und unvernünftig viele Kinder gezeugt hatte. Wobei ihm seine rechtmäßige Frau, ihre Mutter, Zeit seines Lebens nur ein Kind hatte schenken dürfen. Ein Kind, genug, um die Blutlinie zu erhalten, doch zu wenig, um vor der tödlichen Throngier ihrer Bastardgeschwister sicher zu sein. Was für ein Narr er doch gewesen war.

Isra reckte sich, fuhr sich über den schmerzenden Unterleib und stand langsam und vorsichtig auf.

Schwindel erfasste sie.

Halt suchend tastete sie nach ihrer Kommode und nahm einen tiefen Atemzug. Dann griff sie nach der silbernen Karaffe mit Wasser, die immer auf dem kleinen Holzmöbel stand. Sie nahm ein paar Schlucke und warf dabei einen Blick in den hohen, verzierten Spiegel, der an der Wand hinter der Kommode angebracht war. Eine junge Frau blickte ihr entgegen, das schwarze Haar zerzaust, die Wangen rot und verschwitzt, die Lippen rissig und blutleer. Trotzdem war noch immer zu erkennen, was für eine atemberaubende Schönheit sie war.

Wie sehr sie sich hasste.

Sie stellte ihren Becher ab und fuhr sich mit den Fingern ein paar Mal durch das dichte Haar, dann blieb sie stehen und strich, sich selbst in der reflektierenden Oberfläche beobachtend, über den viel zu flachen Bauch. „Verflucht seist du“, zischte sie und fegte mit einer Handbewegung Becher und Karaffe von der Kommode. In diesem Augenblick klopfte es.

„Nein!“, schrie sie in Richtung Tür und legte den blutverschmierten Morgenmantel ab. Sie wollte sich erst umziehen und noch ein paar Stunden ausruhen, bevor sie wieder jemanden empfing. Wer etwas wollte, konnte gefälligst auch bis nach Sonnenaufgang warten. In Gedanken vertieft, betrachtete sie das feuchte, blutgetränkte Laken und bemerkte nicht, dass sich die Tür in ihrem Rücken leise öffnete.

„Vergebt mir, meine Fürstin.“

Isra schrie auf und fuhr herum; sofort drehte sich alles. Taumelnd bewegte sie sich zum Bett und ließ sich darauf niedersinken.

„Wie ...wie könnt Ihr es wagen ...“, stammelte sie, die Hand an ihrer Stirn.

„Vergebt mir, Herrin, aber ich hörte gerade, was geschehen ist“, sagte eine vertraute Stimme von der Tür her. „Es tut mir so unendlich Leid.“

„Das berechtigt Euch noch lange nicht, gegen meinen Wunsch in meine Gemächer einzudringen!“, fuhr Isra den Mann an. Dieser verbeugte sich und kam näher, sodass sie ihn trotz ihrer verschwommenen Sicht erkennen konnte; er hatte ein fahles, eingefallenes Gesicht, einen Kranz aus weißem Haar und blassblaue Augen, die stets besorgt wirkten. Er trug einen abgetragenen schwarzen Umhang über seiner Hofkleidung, eine Marotte von ihm, die ihm den unschmeichelhaften Beinamen *Blàki*

– Fledermaus - eingetragen hatte. Isra war der Meinung, dass er der Vergangenheit nachtrauerte, als die arachinischen Windreiter noch das gewesen waren, woran sich der gesamte Kontinent nur noch in Liedern und Geschichten erinnerte. Zu der Zeit, als Còratesh ein junger Mann gewesen war, hatte der arachinsichen Armee ganz einfach das Geld gefehlt, mehr als fünfzig Anwärter gleichzeitig auszubilden, und er war diesem Umstand zum Opfer gefallen. Còratesh hatte die schwarz-silberne Rüstung der Windreiter niemals tragen dürfen, also trug er jetzt ein schwarzes, verfilztes Cape.

Es war erbärmlich, aber andererseits hatte sie in ihm einen mit Leib und Seele ergebenen Berater und Diener gefunden; der alte Mann war überzeugt, durch Isra den endgültigen Fall des Reiches in Barbarei und Dekadenz verhindern zu können – sie allein stand zwischen Aracanon und den gierigen Fingern ihrer Bastardneffen.

Nichts, da war sie sich sicher, schweißte Untergebene so sehr an ihre Herren wie der gemeinsame Hass auf einen gemeinsamen Feind. Doch obwohl sie um seine Gegenwart sonst froh war, verspürte sie in diesem Moment den starken Drang, ihm ihren Dolch in den Hals zu stoßen. Niemand hatte sie in solch einem Zustand der Schwäche zu sehen, niemand.

„Was wäre es geworden?“, fragte er leise.

„Was geht Euch das an?“, entgegnete Isra und erhob sich von ihrem Bett. „Seid Ihr neuerdings unter die Lakaien gegangen?“, fauchte sie ihn an, als er Karaffe und Kelche vom Boden aufhob und fein säuberlich zurück an ihren ursprünglichen Platz stellte.

„Ich weiß, Ihr wart sicher, dass die Schwangerschaft dieses Mal gut verlaufen würde“, erwiderte Còratesh leise und mitfühlend.

„Unter anderem aufgrund Eurer Versprechungen!“, schrie Isra, ihr schönes Gesicht verzerrte sich vor Wut. „Ihr mit Euren albernen Tränken und Arzneien! Was haben sie mir genützt?“ Hasserfüllt schlug sie noch einmal mit der Faust gegen ihren Bauch. „Einen Monat! Einen Monat blieb es länger in mir als die letzte Fehlgeburt! Und das hat nur dazu beigetragen, dass ich mir noch mehr Hoffnungen gemacht habe, Hoffnungen, die auf so schreckliche Art enttäuscht wurden ...“ Sie brach ab.

Còratesh sah sie lange an. „Es scheint wirklich so, als ob die Drei Eure Wünsche nicht begünstigten, große Herrin“, stimmte er schließlich zu.



Ein leises Zittern lag in seiner Stimme. „Das wird sich für die Zukunft bedenklich auswirken ...“

Isra lachte freudlos. „Bedenklich! Ja, das ist das richtige Wort dafür. Meine Halbschwester, die Hure Asira, schrieb mir erst vor einer Woche einen Brief, in dem sie mir von den glänzenden Fortschritten ihres Sohnes berichtet! Er ist jetzt neun, Còratesh“, fügte sie mit einem zornigen Blick auf den Mann hinzu, „bald wird sie ihm einreden, für seine Rechte als ältester Enkel meines Vaters zu kämpfen und mich vom Thron zu stoßen!“

Còratesh sagte nichts, seine Augen folgten der jungen Frau, die unruhig im Zimmer auf und ab lief. „Weiß Euer Gemahl es schon?“

Isra schnaubte verächtlich. „Der! Der braucht überhaupt nichts zu wissen. Unfähig und dummlich, genau wie sein Vorgänger! Lasst ihn verschwinden, am besten stirbt er an einer Lungenentzündung oder fällt bei der Jagd vom Pferd, was weiß ich.“

Còratesh atmete schwer aus, sagte jedoch nichts.

„Oh, jetzt tut nicht so, als hättet Ihr plötzlich Skrupel!“, fauchte Isra und stützte sich hart an der Kommode ab. „Loréz ist nutzlos! Werdet ihn los, egal wie! Von mir aus sagt, er war nicht fähig, die Ehe mit mir zu vollziehen oder was auch immer Euch einfällt, wenn Ihr zu feige seid, ihn mir endgültig vom Hals zu schaffen! Er hat keinen Beweis für das Gegenteil, überhaupt keinen ...“

Ihre Stimme brach erneut. Langsam rutschte sie an der Wand zu Boden. Còratesh trat neben sie, den Blick abgewandt, als wäre ihr Anblick anstößig.

„Meine Herrin“, sagte er beschwichtigend, „wir werden sicher innert weniger Wochen eine Möglichkeit gefunden haben, Euren Gatten öffentlich zu diffamieren, aber diese Zeit müsst Ihr auf Euch nehmen. Und, bitte, Herrin, bitte ...“

Unter Ächzen kniete er sich neben sie und legte die Hand auf ihre Schulter. „Bitte seht von diesen schrecklichen Gedanken ab. Kein Gräuel der Welt rechtfertigt sinnloses Morden.“

„Sinnlos?“ Isra stieß seine Hand weg und stand auf, tastete verschommen nach dem Wasserkrug und stellte fest, dass er leer war – ihr eigenes Verschulden. „Der Tod meiner Kinder war sinnlos. Der ihrer Väter nur angemessen, wenn sie schon nicht zu mehr fähig waren!“

Còratesh besah sie sich finster. „Herrin, so dürft Ihr nicht sprechen. Bitte, Ihr müsst versuchen ...“

„Die Worte ‚müsst‘ und ‚dürft nicht‘ sagt man nicht zu Herrschern!“, wies ihn Isra zurecht und setzte sich zurück auf ihr Bett. „Geht jetzt weg, lasst mich allein!“

Còratesh schien mit sich zu kämpfen, dann trat er einen Schritt näher. „Ich ... ich hörte unlängst von einem ... Verfahren, wenn Ihr so wollt.“ Isra hob die Augenbrauen. Sie war unendlich erschöpft und wollte nichts weiter als schlafen. Wenn der alte Mann doch nur endlich verschwinden würde. Wenn er einen Schlag erleiden und zu ihren Füßen kriechen würde.

„Ich bin nicht genau unterrichtet“, fuhr Còratesh mit erhobener Stimme fort, als Isra ihn unbeeindruckt und wortlos anstarrte, „wie es vonstattegeht ... Aber ich kenne einen Mann, der Euch vielleicht helfen könnte, der Kinderlosigkeit zu entkommen. Einen Mann, der ... Hilfe für Euch kennen könnte ...“

Isra grinste höhnisch. „Was soll das darstellen, eine weitere unfehlbare Idee Eurerseits, Còratesh? Wenn ich an den Erfolg Eurer letzten denke, so ende ich lieber in einem feuchten Kerker und unter der Herrschaft meiner Hure von Schwester, bevor ich noch eine weitere solche Folter durchmache.“

Còratesh wirkte aufrichtig beunruhigt, seine Augen suchten ihren Blick. „Ich verstehe Euch, Herrin ... vielleicht ... vielleicht ist es weise, so zu denken. Aber behaltet meinen Vorschlag im Hinterkopf, falls Ihr ... Euch doch einmal anders besinnen solltet. Meine Dienste stehen Euch, wie immer, zur Verfügung.“

Er machte eine kleine, arthritische Verbeugung und verließ das Zimmer.

Endlich gab Isra dem Schwindelgefühl nach und ließ sich rücklings auf die blutdurchtränkten Decken fallen. Sie schloss die Augen, damit das Zimmer aufhörte, sich zu drehen. Erneut quollen Tränen unter ihren Lidern hervor.

Der Kontinent lag in Trümmern, genauso wie ihr eigenes Land und sie selbst. Der alte Großkönig, Nurétes, würde keine vier Wochen mehr leben, so zumindest sagten es die Gerüchte. Es hieß, er hätte sich mit dem Blutatem infiziert, aber sie vermutete, dass sich der Alte irgendwo bei einer billigen Straßenhure eine Krankheit aufgelesen hatte, die ihn jetzt langsam dahinraffte. Schließlich war auch er nicht mehr als ein

Mann, genau genommen sogar noch weniger – ein verrottender Leichnam, Futter für die Aaskrähen. Sie drehte den Kopf zur Seite, platzierte sich auf einem Flecken sauberen Stoffes und biss die Zähne zusammen, um durch ihren Schmerz zu atmen. Wenn Nurétes sterben würde, würde mit ihm der letzte männliche Nachkomme seines Hauses untergehen. Und das wiederum bedeutete höchstwahrscheinlich das Ende für die Einheit Paradons unter dem Großkönigtum. Was das für ihr eigenes Land bedeuten mochte, wollte sie sich gar nicht ausmalen; vor zweihundertfünfzig Jahren war Aracanon das größte und mächtigste Land Paradons gewesen, berühmt und gefürchtet für die Elitkämpfer, die seine Armee bildeten, wegweisend in allem, was mit Schmiede- und Kriegskunst verbunden war. Und dann hatte die Dekadenz Einzug gehalten, die Selbstüberschätzung und die Prunksucht hatten sich beim Adel gleichsam wie unter dem Volk breitgemacht und Aracanon langsam aber sicher an den Rand des Ruins getrieben. Die finanziellen Mittel des Militärs waren erschöpft und das Fürstenhaus hatte nicht die Möglichkeit, es zu unterstützen, da es bereits seit mehreren Generationen haushoch verschuldet war. Für Isra war nicht mehr als ihr Titel geblieben. Wie es werden würde, wenn Fallonia als Zentrum des Kontinents stürzte und die tausendjährige Tradition des Großkönigtums sich in Nichts auflöste ... Die mächtigeren Länder, Seno, Weirh und Sri Iliant, würden ihre Krallen nach ihren Nachbarländern ausstrecken, würden Bündnisse schliessen und Aracanon, den armen Aussenseiter, verschlucken ... Sie schauderte.

Langsam driftete ihr bewusstes Denken ab in eine wirre Mischung aus Traum und Wirklichkeit, in dem sie am Rande wahrnahm, wie ihre Dienerinnen hereinkamen, ihre Bettwäsche wechselten, sie auszogen, in ein frisches Nachthemd hüllten und zudeckten. Irgendjemand hob ihren Kopf an und versuchte ihr Wasser einzuflößen, doch Isra bekam nicht mit, ob sie auch trank oder nicht. Ihre letzten Gedanken, bevor sie in die Bewusstlosigkeit sank, galten ihrem ungeborenen Kind. ‚Ich werde dich nicht aufgeben‘, schwor sie sich. ‚Du wirst leben.‘